

Postsowjetische Ethnizitäten

Ein Projekt am Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin
und am Centre for Independent Social Research / St. Petersburg

Der Zerfall der Sowjetunion war von einer Reihe ethnischer Auseinandersetzungen begleitet, die zum Teil noch anhalten. Ob ihnen immer auch originär ethnische Konflikte zugrundelagen oder ob soziale Probleme „nur“ in einem ethnischen Gewand ausgetragen wurden, wird in der wissenschaftlichen Literatur sehr kontrovers diskutiert. Auf jeden Fall haben die Transformationsprozesse zu einer rapiden Aufwertung ethnischer Symboliken geführt, was sich auch dort, wo es keine offenen, kriegsähnlichen Konflikte gibt, bemerkbar macht. So verbreiten sich insbesondere in den großen Städten in Rußland xenophobische Strömungen gegen Zuwanderer aus den ehemaligen Sowjetrepubliken, insbesondere gegen Personen aus dem Kaukasus. Auf der Welle der Hinwendung zu ethnischen Ausdrucksformen und Orientierungen schwimmen auch diverse Formationen des russischen Nationalismus, und auch die Etablierung der diversen ethnischen Gemeinden seit der Perestrojka muß als ein entsprechendes Indiz gewertet werden.

Bei den ethnischen Gemeinden handelt es sich allerdings um völlig friedliche Formen der ethnischen Vergesellschaftung, in gewisser Weise um „normale“ Erscheinungsformen der gegenwärtig überall in der postsowjetischen Gesellschaft entstehenden nicht-staatlichen Organisationen. Einerseits sind sie also Kennzeichen einer zivilgesellschaftlichen Entwicklung, andererseits sind sie aufgrund ihrer besonderen „weltanschaulichen“ Ausrichtung von größtem Forschungsinteresse. Deshalb wurde von Juni 1995 bis August 1996 in Kooperation zwischen dem Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin und dem Centre for Independent Social Research (CISR) in St. Petersburg ein Forschungsprojekt durchgeführt, das zum einen die Etablierungsprozesse der ethnischen Gemeinden und die ethnische Orientierung der nicht-russischen Großstadtbürger zum Gegenstand hatte, zum anderen das ethnische Selbstverständnis ehemaliger Sowjetbürger, die in den letzten Jahren als Immigranten nach Berlin (und nach Potsdam) gekommen waren. Die beiden Teilprojekte wurden weitgehend unabhängig von den beiden Projektleitern koordiniert. Auf Berliner Seite war dies Dr. Ingrid Oswald, damals Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Staat und Gesellschaft des OEI, auf St. Petersburger Seite Dr. Viktor Voronkov, Institutsleiter des CISR. Die Förderung durch die Volkswagen-Stiftung ermöglichte es, in St. Petersburg und in Berlin je vier MitarbeiterInnen einzustellen: in Rußland Ol'ga Brednikova, Elena Čikadze, Ol'ga Kalačeva und Oksana Karpenko, in Deutschland Stephan Beetz, Tsypylma Darieva, Andreas Kapphan und Georg Schütte.

Das Forschungsdesign

Forschungsleitend war die Frage, was den St. Petersburger Großstadtmenschen ihre jeweilige ethnische Zugehörigkeit bedeutet, da diese für das urbane Leben in den letzten Jahrzehnten doch kaum mehr relevant schien und von einer allgemeinen „sowjetischen“ Alltagskultur zumindest in den Hintergrund gedrängt worden war, auch wenn die einzelnen „Nationalitäten“ noch immer in den persönlichen Dokumenten vermerkt wurden. Diese Ausgangsthese des relativen Bedeutungsverlustes wurde zunächst erschüttert, als die unterschiedlichen Arten der ethnischen Identitäts- und Gemeindebildung studiert wurden. Tatsächlich haben sich in St. Petersburg mit den offiziellen ethnischen Gemeinden Knotenpunkte gebildet, an denen aktiv und energisch ethnische Repräsentation geübt und erarbeitet wird; hier haben sich „ethnische Codes“ gebildet, die als Katalysatoren für weitere Ethnisierung dienen können. Andererseits war zu konstatieren, daß sich die überwältigende Mehrheit der St. Petersburger Bevölkerung dieser ethnischen Identitätsarbeit gegenüber indifferent verhält. Der qualitative Aspekt, die Hinwendung zu ethnischen Ausdrucksformen, läßt sich daher nicht einfach in den quantitativen Aspekt, das weitgehende Desinteresse an „ethnischen Fragen“ unter der St. Petersburger Stadtbevölkerung, vermitteln, weshalb auch keine einfache Antwort auf die Wirkungsweise des sozialen Phänomens Ethnizität im russischen urbanen Raum zu geben ist. Diese Erkenntnis trug sich durch das ganze Projekt und sollte in zukünftigen Forschungsprojekten wieder aufgenommen werden.

In Berlin, in der Immigration, zeigte sich dagegen, daß die ethnisch definierten Migrationswege für eine stärkere, das heißt, bewußter vorgetragene und geübte Ethnisierung von Identitäten und Wahrnehmungsmustern sorgen. Doch werden in der Berliner russischsprachigen „Gemeinde“ aufgrund ihrer weitreichenden Isolierung von der deutschen Gesellschaft auch bestimmte „sowjetische“ Eigenarten konserviert. Zusammenfassend belegen die Befunde eindrucklich die hochgradige Plastizität ethnischer Zuschreibungen, die sehr sensibel auf soziale Veränderungen reagieren.

Den konzeptionellen Hintergrund des Forschungsprojektes bildeten zwei Aspekte, zum einen der Stadt-Land-Gegensatz in der sowjetischen Gesellschaft, zum anderen die Resultate der sowjetischen Nationalitätenpolitik – beides elementare Strukturbedingungen der sowjetischen „Moderne“. Konkret bedeutete dies, daß die einzelnen ethnischen Gemeinden, zu denen Zugang gefunden werden konnte (die armenische, aserbajdschanische, burjatische, deutsche, estnische, jüdische, polnische und die

tatarische Gemeinde) auch daraufhin untersucht werden mußten, welchen besonderen „Stellenwert“ die jeweiligen ethnischen Gruppen in der sowjetischen Nationalitätenpolitik hatten und welche Bezugsgruppen gegenwärtig „von außen“ Einfluß haben können. So waren die einzelnen ethnischen Gruppen sehr unterschiedlichen Diskriminierungsmaßnahmen ausgesetzt: während der Antisemitismus etwa kampagnenartig immer wieder aktiviert wurde, traf es Esten und Deutsche insbesondere infolge des Zweiten Weltkriegs. Die wichtigsten (potentiellen) Bezugsgruppen sind sehr unterschiedlich gelagert, was die mögliche ethnische Orientierung und auch ideelle sowie – in Einzelfällen – materielle Unterstützung anbetrifft: Im Falle der aserbajdschanischen, der armenischen und der estnischen Gemeinde sind es sowjetische Nachbarstaaten, für die burjatische und tatarische Gemeinde sind es Teilrepubliken der Russischen Föderation und für die deutsche, die jüdische und die polnische Gemeinde sind es Gesellschaften bzw. Staaten, die inzwischen außerhalb des russischen Einflusses liegen und zum Teil – im Falle von Deutschland und Israel – auch über nicht geringe Ressourcen verfügen, die ethnischen Gemeinden in Rußland zu unterstützen.

Neue soziologische Methoden in Rußland

In methodischer Hinsicht wurde mit dem Projekt in Rußland Neuland betreten, da es dort bislang kaum Erfahrung mit Methoden der qualitativen Sozialforschung gibt. Anhand von Leitfadenterviews wurden aus jeder der hier behandelten ethnischen Gruppen bis zu mehreren Dutzend Interview-PartnerInnen befragt, wobei in St. Petersburg insbesondere die jeweiligen Aspekte der „ethnischen Biographie“ besprochen wurden, die für die Identitätsbildung wichtig erschienen. Es ging darum, wie das ethnische „Anderssein“ subjektiv erlebt wurde, welche kulturell-religiösen Traditionen in der engeren und weiteren Familie gepflegt, welche Erfahrungen mit Xenophobie gemacht wurden. In Berlin waren es im großen und ganzen zwar die gleichen Fragen, doch lag hier der Schwerpunkt der Gespräche auf der subjektiven und kollektiven Verarbeitung der Emigration sowie der Darstellung der Integrationsprobleme in die deutsche Gesellschaft.

Der in St. Petersburg entwickelte Interview-Leitfaden umfaßte in seinem ersten Teil die Punkte: biographische Angaben und Beschreibung der eigenen Lebensweise; Herkunft und Lebensweise der Familie; Selbsteinstufung und -einordnung in soziale und ethnische Milieus; Erfahrungen mit Xenophobie und ethnischer Ausgrenzung; Wissen über und Nutzung von ethnisch-religiösen Gemeinde-Institutionen. Der zweite Interviewteil betraf eventuelle Emigrationswünsche und -motive sowie Existenz und Nutzung ethnischer Netzwerke. Der Leitfaden diente lediglich zur Orientierung der Interviewer; auch waren die Interviews nicht zeitbeschränkt, so daß die Befragten je nach eigenem Ermessen über ihre „ethnische Biographie“ bzw. über Struktur und Aufgaben der

Gemeinde Auskunft geben konnten. Die Interview-PartnerInnen wurden über das Schneeballverfahren gewonnen, wobei die ethnische Einordnung ausschließlich nach der Selbstzuordnung der Befragten erfolgte. Wie sich im weiteren Verlauf zeigte, war es eine methodologisch außerordentlich wichtige Entscheidung, die Befragten nicht von außen auf eine ethnische Identität festzulegen, wie es in den meisten einschlägigen Studien der Fall ist. Die Prozeßhaftigkeit ethnischer Identitätsbildung kann nur dann dargestellt werden, wenn den Betroffenen auch die Möglichkeit gegeben wird, darüber zu reflektieren.

Ergebnisse und weitere Forschungsabsichten

Als eines der wichtigsten Nebenergebnisse der Studie kann festgehalten werden, daß sich in St. Petersburg die weitaus meisten der Befragten über ihre ethnische Zugehörigkeit unsicher sind. Dies resultiert meist aus den vielfältigen Überlagerungen von „Nationalitäten“ und Staatsbürgerschaft, die durch die sowjetischen Ordnungsversuche nicht nur nicht verringert, sondern erst hervorgerufen wurden. So mußten sich alle ehemaligen Sowjetbürger zumindest einmal im Leben bewußt Gedanken machen über ihre ethnische Zuordnung, nämlich im Alter von 16 Jahren zum Zwecke der Eintragung der „Nationalität“ in den Personalausweis. Die Betroffenen mußten die Ethnizität ihrer Eltern bzw. eines der Elternteile übernehmen, was für Personen aus mono-„nationalen“ Verbindungen ein Problem war, wenn sie deshalb zur Übernahme einer stigmatisierten Ethnizität verurteilt waren. Angehörige binationaler Familien konnten dagegen wählen und entschieden sich sehr häufig für eine Nationalität, die ihnen im weiteren Leben keine Nachteile bringen würde – eine Problematik, die in der einschlägigen Literatur breit beschrieben worden ist. In den Interviews wurde jedoch deutlich, daß es sich nicht in allen Fällen lediglich um die Übernahme einer Schutznationalität handelte, hinter der die „eigentliche“ ethnische Identität gepflegt wurde. Der außerordentlich hohe Anteil der binationalen Eheschließungen in Rußland hatte unter anderem zur Folge, daß eine Vielfalt an kulturellen, religiösen und sprachlichen Kombinationen entstand, in denen eine klare ethnische Zuordnung individuell nicht möglich war. Im Zuge der sowjetischen Modernisierung verloren ethnische Traditionen weitgehend ihre Integrationskraft und wurden, wenn überhaupt, nur als Folkloreveranstaltungen fortgeführt, insbesondere in den russischen Großstädten, von denen hier die Rede ist. Die ethnische Zuordnung im Personalausweis war somit in den letzten Jahrzehnten für die meisten Personen nur ein Epitheton, das manchmal lästig, aber meist nur überflüssig war. Seit den 70er Jahren ließen die staatlich dirigierte ethnischen Repressionen und Benachteiligungen deutlich nach, so daß Ethnizität an Bedeutung einbüßte, während die Orientierung an der sowjetischen Staatsbürgerschaft zunahm, da sich hier die realen und alltagsrelevanten Vorteile der sowjetischen Binnenintegration zeigten.

Solange eine ethnische Zuordnung jedoch besteht – und sei sie nur ein administratives Ordnungskriterium – kann sie auch wieder an Bedeutung gewinnen. Gerade diese Situation der Bedeutungsveränderung war für das Forschungsprojekt von Interesse. In den Interviews sollten die Befragten daher die Gelegenheit haben, sich über diese Unsicherheit, Vagheit und Mehrdeutigkeit zu äußern und sich beispielsweise als Jude *und* Russe, als Armenier *und* Sowjetbürger zu bezeichnen, falls sie dies vorzogen. Diese Misch- oder Doppelidentitäten werden manchmal als problematisch, manchmal aber auch als eine Chance empfunden; im negativ konnotierten Fall wird der Mangel an eindeutiger Orientierung problematisiert, im anderen Falle die Erweiterung der Optionen betont.

In den ethnischen Gemeinden wird an weltanschaulichen Programmen gearbeitet, die in der Studie als „ethnische Codes“ analysiert wurden. Dabei zeigte sich, daß die weit aus meisten der hier untersuchten Gemeinden eine aktive Integrations-„Politik“ betrieben, da für sie die Zugehörigkeit zur russischen Gesellschaft außer Frage steht und man auch die Möglichkeiten des modernen Großstadtlebens, wie es St. Petersburg bietet, nicht missen will. Die kulturell und mitunter religiös angehauchten Neuorientierungen sind letztlich dem „multikulturellen“ Zuschnitt der städtischen Gesellschaft angepaßt, da die Mitgliedschaft nicht nur den „echten“ Angehörigen der jeweiligen ethnischen Gruppen vorbehalten ist, sondern jeglichen Interessierten offensteht. Davon heben sich die ethnischen Codes der deutschen und der jüdischen Gemeinde ab. Die Zugangsbedingungen sind exklusiv, d.h. auf Stadtbürger mit entsprechender ethnischer Herkunft

beschränkt, über die ein Nachweis erbracht werden muß. Dies hat zum großen Teil seinen Grund in dem Versuch der Ressourcensicherung, denn diese beiden Gemeinden sind so etwas wie „Durchlaufstationen“ für die Emigration geworden – und diese kann eben nicht allen ermöglicht werden.

Allerdings kann von den Versuchen, kollektive ethnische Identitäten zu schaffen, nicht direkt auf die Bildung individueller Identitäten geschlossen werden. Für die Neuformierung von subjektiven Selbstbildern sind noch weit mehr Einflußfaktoren wichtig als die, die aus der nicht sehr bekannten Existenz der ethnischen Gemeinden herrühren. Zu nennen sind etwa die generationenabhängige Kenntnis von ethnisch-kulturellen und religiösen Traditionen, die territoriale und soziale Herkunft, der familiäre und persönliche Bildungshintergrund, der Zeitpunkt der Zuwanderung in die Stadt.

Wer sich über dieses Forschungsprojekt genauer informieren möchte, kann dies über die Publikation von Oswald, Ingrid/ Voronkov, Viktor (Hrsg.), 1997: Post-sowjetische Ethnizitäten. Ethnische Gemeinden in St. Petersburg und Berlin/ Potsdam. Berlin (Berliner Debatte Wissenschaftsverlag) tun oder über den Sammelband der Forschungsergebnisse, der im Sommer 1998 auf Russisch erscheinen wird.

Dr. Ingrid Oswald ist ehemalige Wiss. Assistentin in der Abt. Soziologie des OEI der FU Berlin.

Viktor Voronkov ist Leiter der Centre for Independent Social Research in St. Petersburg.